

Die letzte Welle.

Roman von Hans Bieder.

(5. Fortsetzung.)

Den ersten Anlauf hatten Depeschen aus Russland gegeben, nach deren Empfang Herr Richard Frantville mit Klagen stundenlang in seinem Kabinett bei verschlossener Tür gefesselt hatte. Das war sonst nicht üblich; auch daß alle Telegramme, die Klagen selbst zum Telegraphenamte trug, die Geschäftstopferbücher nicht passierten, war aufgefallen — statt zu arbeiten, standen die Kontoristen in Gruppen zusammen und flüsternten, ab und zu einen scheuen Blick nach der Tür des Kabinetts werfend. Nur wenn diese einmal geöffnet wurde, Klagen herabstam, um gleich wieder mit häufig ergriffenen Gesichtszügen zu verschwinden, hatten sie sich schnell wieder an ihre Plätze gesetzt. Dann ging ein Auchen und Flüstern: „Haben Sie bemerkt? Klagen hat auch das Hauptbuch aus dem Tresor mitgenommen“ — einer der Schreiber hatte das gesehen.

Ein Druck lag auf allen, ließ die Gemüter nicht zur Ruhe kommen, ein etwas, das man nicht kannte, nicht fassen konnte — aber bis zum jüngsten Lehrling herunter fühlte das Personal, daß etwas Schlimmes dem Hause Frantville bevorstand.

Im Kabinett sah Richard Frantville und rechnete. Hin und wieder warf er eine Frage zu Klagen über, der am Schreibtische des Sekretärs mit Durchsicht von Papieren und Büchern beschäftigt war, dann ging die Arbeit schweigend weiter.

Endlich hielt Richard Frantville in seiner Tätigkeit inne. Es geht nicht, es kommt nichts dabei heraus, wir können uns nicht halten. Das russische Ausfuhrverbot allein bringt uns zu Fall. Sehen Sie mal hier die Differenzen, die glatt auf den Tisch gelegt werden — dabei habe ich noch einmal die Haufe auf den anderen Getreidemärkten ganz in Anrechnung bringen können. Der Bankrott der Antwerpener Firma verschlingt auch eine hohe Summe. Wie Berens & Co. schreiben, werden kaum zehn Prozent zu retten sein — wie soll das alles eingeholt werden? Das Kapital, welches bleibt, reicht zu keinem großen Umsatz, steckt ja auch zum Teil in Gebäuden, den Speichern, also: Liquidation. Ich kann und will doch jetzt nicht anfangen, Kredite zu suchen, um neu aufzubauen. Mein Bruder ist krank und ich — vielleicht halte ich mich noch einige Jahre — wenn mich diese Geschäfte nicht früher umwirft — ich sehe keine Aussicht, wieder in die Höhe zu kommen. Und noch eins, Klagen, ich gehe das ganz offen ein: mir fehlt auch der Mut, um weiterzuarbeiten.“

Er schweig und wollte sich wieder mit seinen Papieren beschäftigen, Klagen jedoch hatte noch etwas zu sagen: „Liest denn nicht Force majeure vor, kann uns das nicht retten, müssen wir unter solchen Umständen liegen?“

Richard Frantville erhob den Kopf und sah seinen Prokuristen ernst, fast streng an: „Mein lieber Klagen, das sind in diesem Falle Spitzfindigkeiten — ich weiß ja, gut gemeinte, aber das Haus Frantville & Co. darf an so etwas nicht denken.“

Force majeure — gewiß, aber nicht für uns, nicht zu unseren Gunsten, denn was gehen unsere Käufer die Quellen an, aus denen wir schöpfen. Wir haben ihnen Haber, Roggen, anderes Getreide verkauft — nach diesem und jenem Muster, zu diesem und jenem Preise lieferbar — woher wir die Ware nehmen, kümmert allein uns — die Leidtragenden sind und bleiben wir.“

Für die Russen, ja, da ist es Force majeure, die brauchen nun nicht hergehen, was sie uns verkauft haben — das Ausfuhrverbot hindert sie daran — für sie ist diese Force majeure noch von weiterer Bedeutung — einige werden unser schönes Geld, das wir ihnen als Vorhänge gegeben, kaltblütig in der Tasche behalten. Denn wir haben es ja nicht durchweg mit erstklassigen Firmen zu tun.“

Er schweig und versank in Nachdenken. Wenn sie liquidierten, alles schnell abwickelten, keine neuen Verluste hinzukämen, würde für seinen Bruder und dessen Familie, sowie für ihn das Notwendige zum Leben bleiben — allerdings nicht zu einem Leben, wie es sein Bruder bisher gewohnt war — man müßte sich eben etwas einschränken.

„Aber was wird aus Alice? — Um Lothar sorgte er sich nicht. Wenn dieser auch aus dem letzten Regiment austräte, vielleicht ganz den Militärberuf aufgeben müßte — ein junger Kerl muß sich durch die Welt helfen — aber Alice?“

Wohl und gut, er selbst, dem noch dazu durch seine Ersparnisse ein weit größerer Anteil des verbleibenden Kapitals als seinem Bruder zufiel, hätte nicht als genug, könnte auch Alice unterstützen. Aber wie würde die arme Frau zu leiden haben, wenn man Trenkeln auf eine geringere Rente setzte — wenn an eine Kapitalzahlung überhaupt nicht zu denken war?

„Vielleicht aber war das ein Glück — vielleicht wurde Alice dann frei! — Doch er wollte jetzt nicht darüber nachdenken, die Frage der Auflösung des Geschäfts drückte schwer auf sein Gemüt, viel schwerer, als er in seinen Worten zu Klagen hatte erkennen lassen.“

Mit seinem ganzen Herzen hing er an dem Geschäft, das er aufgebaut — er allein — denn wenn auch das Haus Frantville & Co. schon unter seinem Großvater und Vater bestanden — diese Höhe, auf der es jetzt stand, verdankte es ihm — Richard Frantville. Alles das sollte mit einmal ein Ende haben, sein Lebenswerk in nichts zertrümmert! Aber es ließ sich nicht halten. Er fühlte nicht mehr die Kraft in sich, von neuem zu beginnen — es blieb nichts übrig als Auflösung.

Schweres stand noch bevor. Wie würde sein Bruder es ertragen, ein — nach seinem Begriffe — armer Mensch zu sein? — In einigen Tagen erwartete er seine Rückkehr. Dann mußte die Entscheidung fallen.

Die Würfel waren gefallen. „Also aus, arm — ich habe recht behalten. Bitte, laß mich — mach, wie du willst.“

Weiter wollte Alfred Frantville nichts hören und wissen, nur Ruhe verlangte er. — Auch in den folgenden Tagen, als Frau Leonore mit ihm über die Zukunft — wie sie sich einrichten sollten, zu sprechen anging, lehnte er ab, einen Wunsch, einen Rat zu äußern.

„Du wirst alles schon gut machen, nur fort von hier, wo wir angehen waren — ich will hier nicht bleiben.“ Das war das einzige, das aus ihm herauszubringen war. Wie seine Frau die veränderten Umstände aufnahm, schien ihn, der immer nur ihr Glück im Auge gehabt hatte, nicht zu kümmern — nach Alice, nach Lothar fragte er nicht.

So lag die ganze Last auf Frau Leonores Schultern — doch wenn andere Frauen weinend und geklagt hätten, sie blieb tapfer.

Der Haushalt mußte aufgelöst und Umschau gehalten werden, wo sie ihr zukünftiges Heim aufschlagen wollten; ihre Wahl fiel auf „Friedrichsrode“ — da konnte man billig und zurückgezogen leben — sie konnte dort schöne Städtchen gut, ihre Großeltern hatten dort gelebt, und sie hatte manche Ferien bei ihnen zugebracht.

Auch an Alice hatte sie geschrieben, einen Brief für Trenkeln beigelegt, worin sie ihm alles auseinandersetzte. — Lothar hatte sie Mitteilung gemacht, daß er in dem so teuren Kavallerieregiment nicht bleiben könne und schnell einen Entschluß fassen müsse. — Nun trat auch bei ihr der Rückschlag ein, sie fühlte sich ermüdet; die Erregung hatte sie bisher aufrechterhalten, nun machte sich die Abspannung geltend. Sie grübelte darüber nach, wie alles sich noch gestalten würde — mit Angst und Sorge sah sie den Nachrichten von Alice und ihrem Sohn entgegen. Sie, die sich bisher so wacker gezeigt, erschien sich wie eine Verlassene, Ausgestoßene. Doch sie mußte sich wieder aufraffen, ihrem Manne ein heiteres Gesicht zeigen, wenn sie auch mit verzweifelter Sorge auf Antwort von Alice und Lothar wartete. Doch nur von letzterem traf vor der Abreise Nachricht ein. Er sagte die Sachlage leichter auf, als sie sich vorgestellt.

Wenn er nicht bei den Husaren bleiben könnte, schrieb er, so wolle er auf den Offizier überhaupt verzichten, dann wäre es wohl das Beste, er würde Landwirt — vielleicht reichlich die Gelder doch noch, daß er sich später eine Kitzsche kaufen könnte. Ein Kommod von ihm, mit dem er sich fast angefreundet, bei dessen Eltern auf dem Lande er auch einige Wochen im Sommer zu Besuch gewesen sei, habe versprochen, ihn auf einem Nachbargute unterzubringen, die Eltern sollten sich um ihn keine Sorgen machen, er würde schon vorwärts kommen. Bei seinem baldigen Besuch könnten sie ja alles besprechen.

Erst hatte sich Frau Frantville über den Brief gestreut, das klang alles so vernünftig — aber hinterher kam das Nachdenken; das paßte so gar nicht zu Lothars Plänen — und mit einmal wußte sie: da sedte wieder ein Mädchen dahinter. Jedesmal, wenn er sich „verlobt“ hatte, war er in eine solche resignierte Stimmung geraten, hatte Reichtum und Adel verachtet, wollte sich nur sein Liebesglück erhalten.

Auch diese Sorge noch — doch es war nichts zu tun, sie mußte abwarten, bis er zu ihnen kam, dann würde sie Gewißheit haben.

Es fehlte nur noch ein Tag bis zur Rückkehr Trenkelns aus dem Manöver.

Mit heißer Angst sah Alice dieser Stunde entgegen — Angst und Sorge hatten sie seit Eintreffen des Briefes ihrer Mutter gequält.

Die armen, alten Eltern — war ihr erster Gedanke gewesen — wie wird Papa das ertragen! Aber bald war diese Qual zurückgetrieben vor der Furcht, wie ihr Mann die veränderte Lage aufnehmen würde, er, der vor noch nicht langer Zeit eine Erhöhung des Zinsfußes, ja, eine Kapitalzahlung verlangte, der noch vor seinem Fortgang erklärt hatte, daß er nach seiner Rückkehr den Abschied nehmen und selbst zu den Eltern fahren wolle, um wegen eines Gutantaufs zu sprechen.

Und jetzt, jede Aussicht geschwunden — nicht einmal die bisherige Zulage sollten sie erhalten — mußten sich mit einer geringeren Summe begnügen.

In sich dachte sie nicht, mit Freude würde sie sich einschränken, wenn nur Botso gut zu ihr sein, sie das Unglück nicht fühlen lassen würde.

Vielleicht sah er ein, daß gegen einen Schicksalsschlag nichts zu tun sei, vielleicht liebte er sie doch genug, um das Unglück ruhig hinzunehmen — Leid soll ja oft Menschen einander eng verbinden — dann wäre ja das Unglück noch ein Glück für sie.

Aber schmerzlich lächelnd mußte sie die Gedanken, die sie zu ihrer Beruhigung immer wieder hervorholte, von sich weisen, und es blieb nur die Angst vor dem Augenblick, in dem er den Brief ihrer Mutter lesen würde.

Dann wieder machte sie ganz phantastische Pläne: Sie wollte den Brief vernichten — zum Bankier, der die Auszahlung der Rente besorgte, gehen und ihn bitten, den Betrag ruhig weiter zu zahlen — all ihren Schmutz, was sich sonst noch zu Gelde machen ließe, wolle sie dem Bankier dafür hingeben — eine halbe Stunde lang hielt sie das für ausführbar, für Rettung, aber dann kam die Ueberlegung: Sie mußte sich sagen, daß das nur eine kurze Gnadenfrist schaffen würde; ihre Lage, wenn sie später ihrem Mann gestehen mußte, was sie getan, wurde dadurch nur noch schlimmer.

Immer Neues dachte sie, suchte etwas anderes, eine neue Hilfe — doch wie sie auch ihren armen Kopf zermarterte, es wollte sich nichts finden lassen. Die Zeit ging mitleidslos vorwärts: Noch vierundzwanzig — noch zehn — nur noch eine Stunde trennte sie von dem Augenblick des Wiedersehens, das sie ersehnte, und dem sie nun mit Zittern und Bangen entgegen sah.

Mit einer fast fanatischen Liebe hing sie an ihrem Mann — für alles hatte sie bisher Entschuldigungen gefunden, sich immer wieder gesagt, daß er im Grunde ein guter Mensch sei, der sie liebe, daß nur sein heißes Blut ihn oft hinriss; daß er aber stets, wenn er sie verließ, alles wieder gutzumachen verstanden hatte — daß sie sich immer wieder glücklich in seinen Armen gefühlt habe.

Warum sollte denn nicht auch dieser Schlag vorübergehen? Sie würden doch keine Not zu leiden haben — so viele Familien im Regiment lebten mit weit weniger, als sie jetzt noch haben würden. — Botso hatte einmal davon gesprochen, auf diesen und jenen Kameraden hingewiesen, der, wie er sich ausdrückte, seiner Liebe ein Opfer gebracht hatte — aber dabei fiel ihr gleich wieder ein, wie er andere Kameraden genannt habe: was die sich alles leisten konnten — das sei weltlicher Reichtum; die hätten sich, wenn sie nicht selbst großes Vermögen gehabt, vorgesehen. Das hatte ihr wohl getan, als er so gesprochen, doch auch dies hatte er wieder gutgemacht, als er sie abends beim Nachhausekommen in Tränen gefunden und sie ihn, auf seine erhaltene Frage, was ihr fehle, an seine Worte erinnert hatte.

Lachend hatte er sie damals umarmt und geliebt — sie müßte das nicht so schwer nehmen, im Alter spräche er manches so heraus, was er gar nicht ernst meine.

Daß er gerade im Spiel gewonnen und seine bessere Laune davon beruhigte, wußte sie nicht; ein paar Tage später war dann der Aufruf gekommen, bei dem er erklärte, daß er seinen Abschied nehmen wolle und sie an die Mutter wegen Geld zum Gutantauf schreiben müsse.

Seute nun diese Nachricht, die ihn erwartete!

Unabhängige Male war sie schon ans Fenster getreten, um zu sehen, ob er komme — jetzt hörte sie Schritte draußen, Stimmen — die Stimme ihres Mannes, der dem Burschen Besche erteilte — nun öffnete sich die Tür — Botso trat ein.

Wie schon er aussah! Das Gesicht braun gebrannt — die Augen, seine wunderbaren Augen, die zuerst ihre Liebe zu ihm erweckt, so klar und strahlend.

Alle Furcht und Sorge wollte sie im Augenblick vergessen, sie hatte ihn wieder — aber all das, was sie gequält und geängstigt, ließ sich nicht so schnell zurückdrängen, sie brach in Schlußaus und warf sich an seine Brust.

Trenkeln war überrascht durch diesen Empfang: Was war geschehen? — Die paar Wochen Trennung konnten doch nicht diese Leidenschaftlichkeit hervorgerufen haben — ir-

gend etwas mußte passiert sein — Alice war ihm gleich so vergrämt erschienen.

Seine Unruhe ließ ihm zu einer zärtlichen Begrüßung nicht Zeit, er begnügte sich, ihr liebend über das Haar zu streichen. Dann fragte er schnell: „Was ist denn, Kind? ich war doch nicht im Kriege, bin heil und ganz. — Bist du krank, oder ist etwas geschehen?“

In ihrer Erregung hörte sie nicht, wie unruhig der Klang seiner Stimme war; sie, die sich vorgenommen, ihn langsam, allmählich auf alles vorzubereiten, vergah in der Freude des Wiedersehens ihren Vorjah: „Ja, ja, es ist etwas vorgefallen — doch sage dich nicht auf, es ist nicht so schlimm.“

Schon war sie fort, in ihr Zimmer, an ihren kleinen Schreibtisch, wo sie den Brief der Mutter vorberoren hatte.

Trenkeln sah ihr nach. „Was war geschehen? — Alles mögliche wirkte durch seinen Kopf, ohne daß er etwas davon festhalten konnte.“

War es etwas Gutes oder Schlechtes? Was hatte Alice gesagt? Er sollte sich nicht aufregen, es sei nicht so schlimm — also nichts Gutes. Aber als sie sich an seine Brust geworfen, war sie so glücklich geworden — vielleicht doch eine Freude, eine Ueberaschung — die Eltern wollten das Geld geben — da kam sie schon zurück, hielt einen Brief in die Hand.

Er griff hastig danach, mit zitternden Händen.

Der war lang, vier Seiten, doch in einer Minute hatte er ihn überflogen.

Aus Anrede und Handschrift hatte er erkannt, daß das Schreiben von seiner Schwiegermutter kamte — das hatte seine Hoffnung von neuem erfrischt — gewiß, es handelte sich um Bewilligung des Geldes, sie hatte ihm ja damals Aussicht gemacht — doch schon die ersten Worte belehrten ihn, daß es nichts Gutes sei.

Er hatte zu Ende gelesen — einige Sekunden sah er starr vor sich hindenkend. Die schwere Enttäuschung hatte ihn ganz übermannet.

Im Zimmer war es still, so still, daß der leise Schritt des Stubenmädchens, das noch irgend etwas im Speisezimmer nebenan ordnete, wie lautes Geräusch herbeiklang.

Alice stand an einen Sessel gelehnt und blühte mit weitgeöffneten, angstvollen Augen zu ihrem Manne hin. Als sie ihn so ruhig sah, atmete sie auf — umhinst hatte sie sich geängstigt — und als er sich jetzt erhob und im Zimmer umherging, trat sie auf ihn zu.

Trenkeln blieb stehen — noch eine Stunde des Schweigens, dann die ersten Worte. Nicht laut, nicht schreiend, wie sie gefürchtet, mit heiserer, kaum verständlicher Stimme kam es heraus: „Und was nun?“

Alice erhob bittend ihre Augen zu ihm. „Wir werden uns einschränken, es ist ja noch nicht alles verloren.“

Doch er ließ sie nicht aussprechen, und als sie seine Hand ergreifen wollte, wehrte er ihr: „Laß mich — was willst du — was bietest du mir an?“

Einschränken, also das ist das Ende! Eine Beute des Betrugs bin ich geworden — Reichtum kann nicht über Nacht in Rauch und Luft aufgehen. Mit prächtlichen Versprechungen hab ich mich geübert, und ich Narr bin auf alles eingegangen.“

Einschränken — hast du denn wirklich geschrien, daß ich dich nur aus Liebe geheiratet habe? — Ich hatte gehofft, mit einer hübschen Frau die Möglichkeit eines meiner würdigen Daseins zu erringen.“

Sieh mich nicht so erstaunt an, verfolge mich nicht mit deinen Blicken — du glaubst wohl, daß du mich von neuem liden kannst, wie damals im Konzert mit deinen schönen Augen! Doch du es nur weilt, ich habe dich nie geliebt, liebe dich auch heute nicht, du bist! — Er suchte nach Worten.

Seine Wut hatte sich immer mehr gesteigert, seine Stimme war lauter geworden, jetzt schrie er ihr ins Gesicht: „Aber ich lasse mich nicht betrügen. Ihr habt wohl geglaubt, daß ihr mit mir verfahren könnt, wie ihr das gewohnt seid. Das sollt ihr mir büßen, das werdet ihr mir bezahlen — alles was ihr noch zusammengegrafft und versteckt habt, werdet ihr herausgeben.“

Seine wahnwitzigen Worte trafen sie wie ebenso viele Peitschenhiebe. Sie brach unter ihnen zusammen.

Die Arme auf die Lehne des Sessels gestützt, ihr Gesicht in den Händen vergraben, gab sie sich stumm ihrer Qual hin, während ihr die Brust in unerbürdeten Schlägen zitterte. Nur undeutlich hörte sie seine Schritte, das Öffnen der Tür. Einige Worte, die er im Vorzimmer sprach, tönten zu ihr herein — dann das Zuschlagen der Arvidortür — er war fort.

Langsam richtete sie sich auf. Ihre Blide irrten im Zimmer umher wie in einem fremden Räume, kalter Frost schüttelte ihre Glieder, in ihrem Kopfe wühlte der Schmerz.

Mechanisch preßte sie die Hände an die Schläfen und schloß die Augen: Wie leicht war das alles nur ein Traum, gleich würde sie erwachen; Botso würde kommen und sie in seine Arme nehmen.

Doch es blieb alles still um sie her. Er war fort — hatte sie alleingelassen.

Und allein würde sie fortan immer sein — alles, was er vorher gesagt, wie er sie geschmäht, kam ihr mit vielem Schmerz zum Bewußtsein — sie durfte nicht hierbleiben, sie mußte fort, ihn von ihrer Gegenwart befreien.

Er liebte sie nicht — hatte sie nie geliebt — sie hätte ihn angelockt, mit ihrem erlogenen Reichtum gelockt.

Verzweiflungsvolle Scham riß sie auf — was tat sie denn hier noch? — Er konnte zurückkommen, sie aus dem Hause weisen.

Er liebte sie nicht, hatte sie nie geliebt — sie hatte sich ihm hingegeben mit dem Vertrauen der sich geliebt glaubenden Frau — ihm ihre ganze, ganze Liebe offenbart, während sie ihm nichts gewesen war.

Sie ergrühte bei diesem Gedanken. — Was galt es, daß sie seine Frau, seine rechtmäßige Frau war — für ihn war sie eine Fremde. — Die gegenseitige Liebe band sie nicht — sie konnte gehen, und keiner würde ihr nachsehen. Sie mußte gehen, denn sie war hier überflüssig — eine Last.

Aber wohin sollte sie? — Zu den Eltern — deren Nummer noch vermehren, den alten Vater zu Tode erschrecken?

Eine Welle sann sie nach, versuchte zu denken — plötzlich fiel ihr der Onkel ein: Da war ihre Zuflucht! Er würde sich ihrer annehmen.

Sie stand auf, strich sich die Haare aus der Stirn.

Wie hatte sie hier noch sitzen und denken können, gab es denn noch etwas anderes, als so schnell wie möglich aus diesem fremden Hause, von dem fremden Manne, der sie beschimpft, zu fliehen?

Mit fiebriger Hast raffte sie sich auf. Etwas Geld mußte noch in ihrer Kasse sein, eins, zweihundert Mark. Sie fand es, nahm es an sich, ergriff Valotto und Hut und ging von dannen.

An dem Staubemädchen, das ins Vorzimmer gelaufen kam, eilte sie schweigend vorüber, bestieg auf der Straße die erste Droschke, die sie fand, und ließ sich zum Bahnhof fahren.

In einer Stunde ging der Zug — so lange mußte sie noch warten.

Doch auch diese Zeit ging hin, endlich sah sie im Coupé. Nun fühlte sie sich sicher, die Stunde im Wartesaal war ihr eine Qual gewesen, in der tiefsten Ede hatte sie sich versteckt, in fortwährender Angst, daß ihr Mann sie verfolgen könnte — daß sie noch einmal eine ähnliche Stunde wie die letzte durchleben müsse.

Käufender Durst quälte sie, ihre Lippen waren trocken — wenn sie sich nur ein Glas Wasser hätte verschaffen können! Doch der Schaffner ließ sich nicht blicken.

Zwei Damen, die mit ihr im gleichen Abteil waren, schliefen in ihren Eden.

Das eintönige Rattern des Bahnzuges betäubte sie, sie versank in einen unruhigen Halbschlummer. Sie sah sich in einem leise rauschenden Walde, vor sich eine sprudelnde Quelle, ja, der sie mit all ihren Kräften hinstrebte. Doch sie konnte nicht hingelangen, sie war wie gebannt — wenn sie mit aller Anstrengung einen Schritt gemacht, entwand die Quelle — wie ein Trugbild, das sie lockte und narrete.

Sie fuhr auf, es hatte einen Rud gegeben, der Zug war in eine Station eingelaufen.

Schwerfällig erhob sie sich, schlüpfte sich zur Tür des Waggons, irgendwem mußte sie finden, mußte trinken, sonst verstimmete sie.

Es war nur eine kleine Station, auf der der Zug kaum einige Minuten stand, doch sah sie ein paar Menschen. Sie winkte, rief, endlich kam auch der Schaffner hingelungen: „Bitte, Wasser“, war alles, was sie hervorbringen konnte.

Der Mann verstand nicht gleich — nochmals mußte sie sich die Worte herausquälen: „Trinken, trinken!“

Endlich hatte er begriffen, er lief in das Stationsgebäude, nun würde sie getretet sein.

In der Minute, die der Schaffner brauchte, glitten ihre Augen unruhig über den Weg, den er zu machen hatte, hielten auf der Tür des Hauses, in dem er verschwunden war. Ehe er mit dem Glase Wasser bei ihr anlangte, schienen ihr die Sinne zu schwinden, sie hielt sich mit letzter Kraft aufrecht, nun hatte sie das Glas in ihren zitternden Händen, gießte trank sie, der Mann brängte sie zurück, wieder ein Rud, daß sie taumelte, die Tür wurde zugeworfen, der Zug fuhr weiter.

Sie stand und sah durch das Fenster der Tür auf die vor ihrem Blicken entweichende Station:

Wie traurig diese Dalg, — infam, verlassen wie sie selbst — niemand kümmerte sich um das Stüchsende Welt, kaum daß einer der Mitreisenden den Kopf erhoben hatte, um einen Blick hinauszuwerfen — unbekannt für alle blieb es zurück und verlor sich wieder in Schlammer, aus dem es für ein paar Minuten aufgewacht war.

Alice schlief in ihr Coupé zurück. Da sah sie die übrige Zeit mit brennenden Augen und nach innen gekehrtem Blick. Ihr Gehirn arbeitete fieberhaft. Nichts ließ sich festhalten; wie in einem Kaleidoskop jagte ein Bild das andere:

Wiesbaden: Sie hörte rauschende Musik, sie sah in einem großen Saal unter Hunderten von Menschen. Doch nur einem sah sie, eine hohe Gestalt, deren Augen auf sie gerichtet waren. Dann Rom: Alle Plätze, an denen sie mit ihm gewellt. Unter dem Brausen und Zischen des Wasserfalls schlugen heiße Liebesworte an ihr Ohr, fühlte sie seinen Ruch auf ihren Lippen.

Aus dieser Seligkeit wurde sie in eine andere verjagt: Sie stand vor dem Altar, mit bebenden Lippen hatte sie ihr „Ja“ gestiftet, hatte sich fortgesetzt gefühlt — undeutlich erschien ein Hochzeitsmahl vor ihren Blicken — dann wieder sah sie in einem Bahnguge wie jetzt, der mit ihr durch die Welt raste, doch nicht einsam, allein — an ihrer Seite sah Botso, hatte sie eng umschlungen — sie war trunken vor Glück, wie im Rausch empfand sie seine Liebestöne.

Weiter — ein hübsches Zimmer in einem großen, fremden Hause, in einem Hotel in Berlin — einige seltsame Tage — dann Monte Carlo.

Erst ihr Entzücken über dieses Paradies, doch schon troch ihr etwas Kalkes ans Herz, sie fühlte sich vernachlässigt, oft einsam — aber auch das ging vorüber — sie war in Prag, in ihrem Heim!

So folgte sie auf ihre neuen Pflichten als Hausfrau gewesen, hatte nur daran gedacht, ihrem Mann Glück zu bereiten — aber das erträumte Glück wollte sich nicht erfüllen, nicht halten lassen — viele Stunden der Verlassenheit, der Trübsal hatte sie durchgemacht, und dann: „Ich habe dich nie geliebt, ich liebe dich auch heute nicht!“ gestellte es in ihren Ohren.

Hatte jemand das laut ausgerufen? Versichert blickte sie um sich. Sie war aus ihren Träumereien erwacht, sah die beiden Damen, die mit ihr reisten, sich von ihren Stühlen erheben und ihr Handgepäck zusammenrücken. Auf wurden laut, die Coupetüren aufgerissen: Berlin war erreicht.

Sie erhob sich, ohne noch recht zu wissen, was sie tun sollte; ihr fiel ein, daß sie umsteigen, vielleicht nach einem anderen Bahnhof fahren müßte — sie wollte nachfragen, sich erkundigen, fühlte sich wieder so matt, daß sie nur den einzigen Wunsch hatte, irgendwo liegen, sich ausruhen zu dürfen.

Ein Beamter hatte ihr dann Bescheid gegeben, sie hatte ein oder zwei Stunden in irgendeinem Wartesaal gefesselt, auch eine halbe Tasse Kaffee getrunken, sich dann in einem Coupé wieder gefunden, geschlafen, so lange, wußte sie nicht — jetzt sah sie in einer Droschke und fuhr durch die bekannten Straßen ihrer alten Heimatstadt.

Es war noch früher Morgen, die Stadt schien noch in halbem Schlummer zu liegen.

Nur in der Nähe des Bahnhofes war etwas mehr Leben gewesen, Hotelbediener hatten ihre Dienste angeboten, Gepäckträger waren hin und her gelaufen, Droschken rollten vom Bahnhof, hinter ihr, vor ihr — nur herrschte wieder Stille. In der Vorstadt waren Kontore und Magazinen noch geschlossen, die Berge lag hochmütig und schweigend zu ihrer Rechten, als sie die Brücke passierte — dann, als sie weiter kam, zeigte sich mehr Leben. Einige Cafés hatten schon ihre Türen geöffnet — als sie den steilen Berg mit dem Kantendental hinter sich und die nächste Straße erreicht hatte, war die Stadt schon voll erwacht. Straßenbahnen rasselten vorüber, an den Magazinen waren die Jalousien heraufgezogen, drinnen liefen Verkäuferinnen und Verkäufer hin und her, ordneten dies und das — doch Alice gewahrte das geschäftliche Treiben nicht, keine Erinnerung war in ihr erwacht, wie leblos sah sie da und wartete auf das Ende der Fahrt.

Am Vorabend ging es vorüber, um das Stadttheater mit seinen geschlossenen Porten herum, endlich hielt der Wagen — sie war am Ziel. Eine peinigende Angst stieg plötzlich in ihr auf: Was hatte sie getan — sie war aus ihrem Hause geflohen! — Wie würde der Onkel sie empfangen? — Würde er sie aufnehmen, oder mußte sie fort, zurück zu ihrem Manne? ...

Schauer ergriff sie — nur das nicht — nur nicht wieder jene Worte hören, sich verhöhnen, verachten lassen. Lieber alles andere ertragen, des Onkels Magd werden — nur nicht zurück zu ihm, der sie hinausgepeitscht hatte mit seiner Verachtung!

(Fortsetzung folgt.)